

Ein Edelmarde

Roman
von Egbert Carlsen

(7. Fortsetzung.)

„Woher stammt dieser Herr v. Martens?“ fragte der Präsident den Grafen Jed, nachdem er seine Cigarre in Brand gebracht.

„Aus dem Hannover'schen.“

„Hat gebient?“

„Ja, in der Verwaltung, soviel ich weiß.“

„Warum mag er denn abgegangen sein?“

„Mon dieu! Er lebt in sehr guten Verhältnissen, will lieber sein eigener Herr sein und hat die Absicht, hier in der Provinz einen größeren Grundbesitz zu erwerben. Damit verzichtet er ja auch durchaus nicht auf jede Karriere. Er läßt sich später vielleicht zum Abgeordneten wählen, wird von seinem Kreise zum Landrat präferiert und möglicherweise —“

„Auch noch zum Präsidenten oder gar Oberpräsidenten ernannt, meinen Sie, mein lieber Graf, warum nicht? Gerade die höheren Stellen unserer Karriere werden keineswegs ausschließlich auf den Stufenleiter des gewöhnlichen Dienstes erklimmen. Jedenfalls ist Herr v. Martens ein sehr angenehmer Zuwachs zu unserer Gesellschaft.“

Die letzten Worte sagte der Präsident in äußerst bestimmter Weise, hatte er doch sehr gut bemerkt, wie angeliegtlich sich der Besprochene mit seiner Tochter unterhalten hatte. Uebrigens nahm er sich im Stillen — und zwar mit aus diesem Grunde — vor, gelegentlich über Martens' dienstliche Vergangenheit nähere Erkundigungen einzujagen.

Indessen wurde im Salon und dem anstehenden Musikzimmer der Kaffee serviert, der Adjutant v. Walfing unterhielt die beiden Frauen v. Hainfeld mit Ostburger Neuigkeiten und noch weit interessanter aus der Residenz, aber nur flüsternd, denn auf Martens' Bitten war Garolin noch nicht vom Flügel aufgestanden. Auch Frau von Pleißenbach ließ sich später bestimmen, mit einem Lied zu debütieren. Sie hatte Schumann's „Frühlingsnacht“ gewählt — „Ueber'n Garten, durch die Lüfte hör' ich Wandervogel ziehn“ — und sang dasselbe mit einer frischen, klaren Stimme kräftig und jubelnd, wenn auch ohne tiefere Verstandnis, während Garolin die stimmungsvolle Begleitung mit der größten Delikatesse wiedergab. Für einen Musikkenner, wie Martens in der Tat war, lag in der letzteren entschieden ein größerer Genuß als in Frau Georginens Gesang, er begnügte sich daher auch dieser gegenüber mit einem kurzen: „Süß, ganz süß!“ und überließ sie den Lobpreisungen der Uebri gen, während er dem jungen Vollen sehr eingehende Worte der Anerkennung über sein Spiel widmete. Garolin, welcher Martens wirkliches Verstandnis zutraute, nahm dieselben sehr hoch auf, die Unterhaltung spann sich zwischen beiden weiter und Martens sprach nach einer schmeichelhaften Aeußerung über des Musikers klavierspielendes Opaan die Vermutung aus, daß dieser selbst Sänger sei. „Wenigstens so viel“, meinte Garolin lächelnd, „um meinen Schülern die Lieder, welche sie studieren, selbst vorsingen zu können.“ — auf Martens' Bitte jedoch, auch jetzt die Gesellschaft mit einem Liede zu erfreuen, zögerte er einzugehen, und erst als Dame Georgine dieselbe Bitte aus sprach, nahm er wieder vor dem Flügel Platz und begann mit seinem hellen und weichen Tenor Schumann's wehmütig-innige Komposition:

„Da ich nun entsagen müssen
Allem, was mein Herz erbeten,
Laß mich diese Stelle küssen,
Die Dein schöner Fuß betreten.“

Darf ich auch als Ritter nimmer
Dir beglückt zur Seite schreiten,
Laß mich doch als Vagen immer
In die Messe Dich begleiten.

Will ja treu sein und verschwiegen,
Tas das kleinsten Winkes lauschen,
Nachts auf Deiner Schwelle liegen,
Mag auch Sturm und Hagel rauschen.

Will auf Deinen Liebeswegen
Selbst den Fadelträger machen,
Und am Tor mit blankem Regen,
Wenn Du Andre küssest, wachen.

Und das Alles ohne Klage,
Ohne Flehn, nicht laut noch leise,
Wenn mir nach vollbrachten Tage
Nur ein Lächeln wird zum Preise.

Wenn gleich einem Segenssterne,
Der mein ganzes Wesen lenket,
Mir Dein Aug' aus weiter Ferne
Einen ein'gen Strahl nur schenket.“

Mit niedergeschlagenen Augen, als müßte er für seine Finger die Tasten suchen, hatte Garolin das Lied gesungen, erst bei dem Schlussverse hob er die Lider und sandte einen so schwärmerischen, leidenschaftlichen und schmerzlichen bewegten Blick zu Georgine hinüber, wie ihn nur je ein Liebender und entsagender Vagabund seiner Herrin ge-

schenkt haben mag. Dann wandte der Vole die Augen auf Martens; als er aber bemerkte, wie forschend ihn dieser beobachtete, errötete er leicht und stand schnell auf.

Es hatte wohl Keiner der anderen Anwesenden den flüchtigen Vorgang beachtet, Martens war sogar zweifelhaft, ob Frau v. Pleißenbach selbst den eigentlichen Blick bemerkt, welchen ihr Garolin zugeworfen. Auch tamen jetzt die übrigen Herren vom Speisesaal herein, man machte noch eine Zeit lang allgemeine Konversation, dann empfahl sich ein Gast nach dem anderen.

Martens war der Letzte, welcher ging. Frau v. Pleißenbach reichte ihm zum Abschied die Hand und sagte: „Dies war die letzte Einladung, welche Sie von uns erhalten.“ — worauf sie, das erkannte Gesicht ihres Mannes bemerkend, hinzusetzte: „Das soll heißen, daß Sie von nun an uneingeladen recht oft kommen mögen, Morgens, Mittags und Abends, wann es Ihnen gefällt, Sie werden stets willkommen sein.“

8. Der Edelmarde und sein Herr.

Luftig tanzten vom bewölkten Himmel die ersten Schneeflocken auf den Platz an der Apostelkirche herab und bedeckten den hartgefrorenen Boden mit einer dünnen weißen Decke; es waren ihrer noch nicht viele; was man sah, war erst die Vorhut der großen Arme, welche unter der weißen Fahne des Winters kämpft. Manche blieben auch hängen an den fahlen Weiden der Bäume und Sträucher, welche die Bosseis um die Kirche bildeten, andere auf den Giebeln und Dächern der Häuser und wieder andere sammelten sich auf dem Balkon, welcher das von Herrn von Martens bewohnte Echauszierte.

Auf diesem Balkon stand ein junger Burche mit einem hübschen offenen Gesicht, aus dem zwei lebhaft dunkle Augen munter in das Schneetreiben schauten. Eine geschmackvolle Livree von dunkelgrüner Farbe mit amarantfarbenen Vorstößen und goldenen Borten bezeichnete ihn als Diener, in der Hand hielt er einen bunten Flederwisch, mit dem er in kindischem Uebermut die Schneeflocken von der Balustrade des Balkons lehrte oder auch wohl ihn als Kinte handhabte, damit nach vorüberflatternden Sperlingen zielte oder militärische Exerzitien damit vornahm — Gewehr auf — Gewehr über — Präsentiert's Gewehr!

Mit dem letzten Kommando wurde er aber nicht mehr ganz fertig; er machte plötzlich sehr unwillkürlich Reht und verschwand eiligst in dem hinter dem Balkon liegenden Salon. Sein Blick mußte wohl auf dem Platz branten eine Persönlichkeit entdeckt haben, von welcher er es nicht für notwendig hielt, daß sie ihn auf dem Balkon gewahrte.

Seit acht Tagen befand sich Eduard Mirski — denn er war der jüdische Bediente — im Dienste des Herrn v. Martens, nachdem er drei Wochen im „Hotel de Prusse“ in den Anfangsgründen seines neuen Berufes unterrichtet war. Diese Zeit hatte für ihn sehr nützliche Früchte getragen. Aller und ansehnlich von Natur aus, besetzt von dem ehrlichen Willen, Demjenigen, der ihm allgemein als sein Wohlthäter gepriesen wurde, zu zeigen, was er leisten könne, hatte er nicht nur vom Hausknecht Stiefelputzen, Kleiderreinigen und Einheizen gelernt, sondern sich auch unter der Leitung des Oberkellners einige Geschicklichkeit im Servieren angeeignet und war im Stande, eine Bestellung, welche man ihm auftrag, fehlerfrei auszuführen. Als daher vor etwa einer Woche Herr v. Martens sein Garconlogis fertig eingerichtet hatte und vom „Hotel de Prusse“ in dasselbe übersiedelte, lag nichts im Wege, auch Eduard Mirski diesen Umzug mitmachen zu lassen, nachdem er vorher sein Kellnergehand mit der Voree seines neuen Gebietes vertauscht hatte.

Als Eduard Mirski jetzt in den Salon zurückgetreten war, fuhr er geschäftig mit dem Flederwisch über die Bilder an der Wand und einige Möbel; da aber an dem Flederwisch ein paar Schneeflocken haften geblieben, hinterließ derselbe, wo er hinkam, nasse Spuren. Uebrigens wurde der junge Diener von seiner doppelseitigen Beschäftigung bald durch den hellen Ton der Vorfaalglode abgerufen, auf deren Klang er hinauslief, den Flederwisch an seinen Platz hängte und die Glästüre öffnete. Den Eintretenden begrüßte er mit einer artigen Verbeugung; es war der Oberkellner vom „Hotel de Prusse“, welchem der Hausknecht mit einem großen Korbe auf dem Fuße folgte.

„So, da wären wir“, sagte der Kellner, indem er Eduard Hut und Stock reichte und sich dann mit dessen Hilfe aus seinem Valetot schälte. Darauf öffnete ihm Eduard die Türe des rechts vom Salon liegenden Speisezimmers, welches der Oberkellner händereibend

betrat und sodann dem Hausknecht einen Wink gab, ihm zu folgen.

„Ach — das ist ja ganz hübsch hier“, meinte er, sich befriedigt in dem mächtig hohen Gemach umsehend, welches bei der vorgerückten Tageszeit bereits eine von der Mitte der Decke herabhängende Lampe erleuchtete, während die dunkelgrünen Vorhänge vor beiden Fenstern dicht zugezogen waren. Die Wände des Zimmers bekleidete eine ziemlich dunkle lederfarbene Tapete, von welcher sich die breiten Goldrahmen des Spiegels und einiger Delbilder kräftig abhoben. Die letzteren stellten Stilleben dar und Jagdszenen, zwar keine Originale, aber gute Kopien bekannter Bilder. Neben ihnen bildeten mehrere stattliche Hirschgeweihe den Schmuck der Wände, von Geweih war auch das Gestell der Hängelampe mit ihren drei hellleuchtenden Röhren und die Kandelaber, welche mit zwei silbernen Champagnerkühnern auf dem Büffet zwischen einigen hohen Glaspöten und mittelalterlichen Trinktügen standen, echtem „Kreuzerinn“ oder „Posteltrügen“, wie sie die Liebhaber so hoch schätzen. Das Büffet selbst war, wie die übrigen Möbel, von hellem Horn mit einem unigen Farbentöne dunkleren gemaserten Holze eingelegt und mit etwas Schnitzerei geschmückt. Die letztere war aber sehr distret angebracht, so daß sie durchaus nicht störend wirkte. Von ähnlicher Arbeit und demselben Holze war ein dem Büffet gegenüberstehender halbhohes Schrank, auf welchem eine prächtige Kassetten von schwarzem Ebenholz mit silbernen Griffen und eingeletem Dede stand, darüber sah man auf einer geschmackvoll geschmückten Konsole, welche einen aus Zweigen und Blättern hervorschauenden Fuchstopf zeigte, eine Stuhluhr, deren Gestell, wie bei Lampe und Leuchter, von Hirschgeweih war. Wenn wir noch hinzusetzen, daß ein kleiner, in bescheidenen Farben gehaltenen Brüsseler Teppich den Fußboden bedeckte und daß ein grün-schimmernder, runder Kachelofen in altschöner Form eine behagliche Wärme ausströmte, so wird vielleicht der geehrte Leser dem Oberkellner des „Hotel de Prusse“ bestimmen, wenn derselbe dies Speisezimmer „ganz hübsch“ fand.

„Der Herr Baron hat mir gesagt“, wandte sich diese letztere wichtige Persönlichkeit jetzt an den jungen Eduard, „Du habest die Schlüssel und siehst genügend von ihm instruiert.“

„Gewiß“, nickte Eduard und zog aus der Tasche seiner Livree zwei aneinander gebundene Schlüssel, mit denen er die Türen des Büffets und sodann die Schubladen desselben öffnete, „hier wird sich Alles finden, was nötig ist, insofern Sie es nicht selbst mitgebracht haben.“

„Wie viel Couverts?“ fragte der Oberkellner, das Tischgeschloß überbreitend.

„Graf Jed — eins, Lieutenant v. Pleißenbach — zwei“, zählte Eduard, „Baron Krall — drei, Herr von Garolin — vier.“

„Wie kommt denn der dazu?“ murmelte der Oberkellner halblaut.

„Der lange Israel — fünf“, fuhr der kleine Bediente fort.

„Wer?“ fragte der Oberkellner halb erharret und ließ vor Schreden beinahe den Stof Teller fallen, welchen ihm Eduard reichte. „Wer? Ein Herr Is-ra-el?“

„Ach — so nennen sie den langen Adjutanten, Herrn v. Walfing“, meinte der kleine Bediente gleichmütig. Der Oberkellner schüttelte den Kopf und sagte: „Wenn sie ihn auch so nennen, das heißt seine Herren Kameraden, so ist es doch durchaus nicht am Plage, wenn Du dir dergleichen Bezeichnungen erlaubst. Herr v. Walfing ist also der fünfte. Dein Herr Baron Numero sechs — wird sonst noch Jemand erwartet?“

„Das gab ja eine böse Sieben“, lachte Eduard.

Der Bickkönig des „Hotel de Prusse“ schüttelte wiederum tabelnd den Kopf, während der Hausknecht in das Laub des kleinen Bedienten einstimmt. Dann wurde das Geschäft des Tafelbediensteten schnell, sicher und schweigend zu Ende geführt, worauf der Oberkellner Eduard fragte: „Der Herr Baron sprach noch von einem Tafelaufsatz. Es sei dies ein altes Erbstück in seiner Familie. Weißt Du, wo derselbe steht?“

Eduard öffnete auch die zweite Türe des Büffets und nahm einen mit Seidenpapier sorgfältig verhüllten hohen Gegenstand heraus. Derselbe schien sehr schwer zu sein, denn der kleine Mann hatte offenbar Mühe, ihn auf den Tisch zu heben. Als dann die Umhüllung gefallen war, sah man einen aus Silber getriebenen abgehauenen Baumstamm, auf dem zum Sprunge bereit ein Marber lauerte.

Der Oberkellner plazierte den Aufsatz in der Mitte der Tafel, nachdem er ihn vorher mit Kennermine be-

trachtet hatte. „Was soll das für ein Tier sein?“ fragte er dabei, „für einen Fuchs ist er doch zu klein.“

„Als der Baron ihn neulich seinem Freunde Garolin zeigte“, erwiderte Eduard, „sagte er, es sei ein Edelmarde, das Wappentier seiner Familie. Sehen Sie, hier unten ist das Wappen“, fuhr er fort und zeigte dabei auf ein am Fuß des Baumes angebrachtes Schild, welches ein mit der adeligen Krone gezielter Helm bedeckte, „hier unten ist das Wappen und darin auch so ein Vieh, wie oben auf dem Baume sitzt. Mein Baron erzählte damals auch noch, der Aufsatz sei ein Geschenk eines Königs — den Namen habe ich vergessen — an seinen Vater, der oberster Jagdmeister gewesen sei.“

„Oberjägermeister“, verbesserte der Oberkellner, „Oberjägermeister willst Du sagen — das ist eine sehr hohe Charge und der Inhaber wird sogar Exzellenz genannt, wie ein Minister oder ein General, was Du Dir immerhin merken magst. Der Tafelaufsatz ist aber in der Tat manifique, würdig, das Geschenk eines Königs zu sein.“

Er warf noch einen bewundernden Blick auf das Kunstwerk, ehe er sich abwandte. Doch wollen wir es dahingestellt sein lassen, ob derselbe ebenso bewundernd gewesen wäre, wenn der Beschauer gewußt hätte, daß das angebliche königliche Geschenk und Familienstück erst vor wenigen Wochen von Herrn v. Martens in der Residenz bestellt und auch nicht, wie es schien, aus massivem Silber, sondern aus allerdings stark verübertem Nidel angefertigt war. Indem der Oberkellner sich umwandte, fragte er den jungen Eduard: „Ist sonst Alles in Ordnung? Wie sieht es in den anderen Zimmern aus? Ich hoffe, Du hast Deine Zeit benützt.“

Der Bediente öffnete bereitwillig die vom Eßzimmer in den Salon führende Türe, indem er sagte: „Ueberzeugen Sie sich selbst, Herr Oberkellner.“ Auch besuchte er sich, die Gas-

tronen inmitten des Plafonds anzujünden und ebenso das anstehende Zimmer zu erfassen, in welchem die Spieltische aufgestellt waren. „So, so, das sind ja gleichfalls ein paar nette Räume“, meinte der Oberkellner, indem er sich prüfend umfah, und auf einen Flügel deutend, welcher inmitten des Salons stand, sagte er fragend hinzu: „Spielt Dein Baron denn auch Klavier?“

„Nein“, versetzte Eduard, „er selbst rührt keine Taste an, der Flügel steht eigentlich nur für Herrn v. Garolin hier, welcher jedesmal darauf spielt, wenn er kommt.“

„Und er kommt wohl oft, dieser Herr v. Garolin?“

„Beinahe täglich. Niemand besucht uns so oft als der, nicht einmal der Lieutenant v. Pleißenbach.“

„Hm, hm“, machte der Oberkellner, indem er wiederum etwas verwundert den Kopf schüttelte; dann warf er noch einen mustern den Blick rings umher, stellte ein Fauteuil anders und rühte an den Leuchtern auf den Spieltischen. „So, nun ist Alles in Ordnung, jetzt können wir gehen“, meinte er, „Du mußt auch mitkommen, Eduard, und dem Hausknecht die Sachen hinübertragen helfen; er muß sonst zweimal gehen und wir können ihn nicht so lange im Hotel entbehren.“

„Mein Herr hat auch schon davon gesprochen“, nickte Eduard und folgte dem Oberkellner auf den Korridor, wo er ihm in seinen Valetot half. Dann verließen alle Drei die Wohnung.

Einige Zeit blieben die hellen behaglichen Räume leer, erst nach einer halben Stunde etwa wurde von außen ein Schlüssel in die Korridortüre gesteckt und umgedreht. Die Türe öffnete sich und ein schlanker hochgewachener Mann trat ein. Es war der Inhaber der Wohnung, Herr von Martens.

Er schloß wieder hinter sich ab und ging direkt in sein Schlafzimmer, wo er gut und Ueberzieher ablegte. Dann durchschritt er die andern Räume und betrachtete zufrieden die für die heutige Gesellschaft getroffenen Vorbereitungen. Besonders auf dem Tafelaufsatz mit dem Wappenschild und dem Edelmarde ruhten seine Blicke mit höchlichem Wohlgefallen. In's Spielzimmer zurückgekehrt, legte er so dann auf jeden der Tische zwei Spiel neuer Karten, ordnete die Kartentische und war eben im Begriff, jetzt auch die Wachslichter auf den Spieltischen anzujünden, als die Glode an der Vorfaaltüre einen schrillen Ton von sich gab. Martens beachtete das Zeichen nicht weiter; als aber bald darauf zum zweiten Male erkante, murmelte er: „Wo bleibt denn Eduard? Ah — er wird schon zum Hotel geangen sein, da muß ich mich wohl entschließen, selbst zu öffnen.“

Er setzte die Schachtel mit den Zündhölzern wieder aus der Hand

und ging hinaus. Als er die Korridortüre öffnete, sah er sich einem kleinen Herrn gegenüber, gekleidet in einen schweren Reisepelz, dessen Kragen in die Höhe geschlagen war. Eine dazu passende Pelzmütze trug der Fremde tief in die Stirne gerückt, so daß man von seinem Gesicht kaum etwas Anderes sah als einen weißen Vollbart und zwei lebhaft schwarze Augen.

Herrn v. Martens genügte jedoch dies Wenige, den Besuch zu erkennen. Es schien fast, als ob er leicht zusammenzuckte und seine Hand umspannte die Türflinte, welche sie gefaßt hielt, fester, aber seine Stimme klang ganz unbefangen, als er sagte: „Ah, Sie sind es, Herr Doktor Adam, überraschend wie immer. Darf ich nicht bitten, näher zu treten?“

Der Fremde folgte mit einem trockenen „Guten Abend“ der Aufforderung und trat an Martens vorbei auf den Vorfaal, dessen Türe dieser wieder hinter sich schloß. Als sich Martens umwandte, hatte sein Gast bereits Pelz und Mütze abgelegt und war eben im Begriff, die letzten an den Kleiderhänder zu hängen. Martens öffnete ihm die Türe zum Salon und trat hinter ihm ein.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ fragte Martens, aber der Fremde antwortete kurz: „Später“ — ging im Salon auf und ab und betrachtete aufmerksam jedes einzelne Möbel und die Bilder an der Wand. Dann warf er einen Blick in's Speisezimmer und ebenso in's Eßzimmer, dessen Türe noch offen stand. „Sie erwarten Besuch?“ fragte er.

„Allerdings.“

„Ginige Bekannte.“

„Die Namen?“

„Es sind Offiziere der hiesigen Gar-

nison“, erwiderte Martens, indem er sich nachlässig in ein Fauteuil sinken ließ.

(Fortsetzung folgt.)

„In Sibiriens Winter Schrecken.“

Aus Westsibirien kommen Hiobspöten. Furchtbare Schneestürme haben den Bezirk Ischim heimgesucht und zwar merkwürdigerweise bei ungeheurer Kälte. Wochenlang schwankte das Thermometer zwischen 40 bis 60 Grad unter Null. Gerade in dieser Jahreszeit findet der regste Schlittenverkehr in Sibirien statt, endlose Reihen von Schlitten bringen Fische und alle möglichen Naturerzeugnisse aus dem hohen Norden, aus Obdorsk, Beresowa und Samara über Tobolsk nach Tjumen zur Bahn und lehren mit Lebensmitteln: Getreide, Mehl, Konserven, Branntwein, Wein, Bier, Tee, Zucker und anderen Erzeugnissen zuzü. Wegen der furchtbaren Kälte hatte sich der Karawanenverkehr ein wenig vermindert. Als sich nun aber der Himmel bewölkte machten sich Hunderte von Menschen mit ihren Fuhrwerken auf den Weg, in der Hoffnung, es würde milde Wetter kommen. Statt dessen sollte ein furchtbarer Schneesturm ein, ohne daß das Thermometer gestiegen wäre. Nach Berichten aus Tobolsk haben selbst die ältesten Leute ein Umteiler von solcher Heftigkeit noch nicht erlebt. Der Sturm wüthete mehrere Tage hindurch, und es fielen ihm Hunderte von Menschen und eine große Menge von Pferden zum Opfer. Das Schneetreiben war so dicht, daß man auf wenige Schritte nichts unterscheiden konnte und die Schneewehen wuchsen mit solcher Geschwindigkeit, daß die Landstraßen unter Bergen von Schnee begraben waren. Nach dem Sturm begannen die Ausgrabungsarbeiten, und ganze Dörfer waren nötig, um Leichen und Schlitten aus ihrem letzten Grabe hervorzuschaffen. Obwobl Tausende von Händen tätig waren, dauerte es doch über eine Woche, bis ein vollkommen geregelter Verkehr wieder aufgenommen werden konnte.

Alle elementaren Ercheinungen machen im Innern Rußlands und in Sibirien ins Ungeheuerliche. Das kontinentale Klima bringt im Winter die geradezu afrikanische Gluthitze. Die Uebergangsjahreszeiten sind sehr kurz. Infolgedessen gibt es in jedem Frühjahr große Ueberschwemmungen und nur den natürlichen Inundationsgebieten der Ströme ist es zu danken, daß nicht jedes Jahr größeres Unglück geschieht. Besonders gefährlich sind derartige Ueberschwemmungen in Gebieten, wo die Bevölkerung in sieseliger Weise die Wälder abgeholzt hat. Dort vollzieht sich das Aufstauen der großen Schneemassen in wenigen Tagen. Flüsse wachsen auf das Hünstische. Daher findet man die Dörfer an solchen Flüssen entweder auf ganz hohen Bergen — und Heidenrücken, oder mehrere Kilometer vom Ufer abliegend.

Nach noch furchtbarer als Schneestürme und Ueberschwemmungen sind die gewaltigen Waldbrände Sibiriens.

Monatelang fällt kein Tropfen Regen, die Wälder und Moore sind vollkommen ausgebrannt. Leider zeichnet den Russen große Sorglosigkeit aus, und Jäger wie Fischer veräumen es meist, ihre Lagerfeuer auszulöschen. Kommt dann ein Windstoß, so verbreitet sich das Feuer mit fabelhafter Geschwindigkeit. Jeder Versuch, die Brände zu löschen, wäre vergeblich, ist doch die Bevölkerung jener Gegenden sehr dünn gesät. Auch geht die Flamme sehr bald in die Wipfel und steigt nun mit unheimlicher Schnelligkeit unter entsetzlichem Pfaffen und Gauden durch den Wald. So brannn im Sommer 1911 Gebiete von der Größe einer preussischen Provinz und fanden gleichzeitig in Flammen. Alles wurde vernichtet, die wundervollen Waldbestände, das Wild. Nur sturtem Hochwild und guten Fliegern gelang es, zu entkommen, während Hühner, Hasen, Eichhörnchen und andere Kleinwild rettungslos verbrannten. Wochenlang war die Sonne nicht zu sehen und zeigte sich höchstens auf kurze Zeit, wenn der Sturm die dicken Rauchmassen löste, als kleine, rotglühende Scheibe. Zur Nachtzeit leuchtete der ganze Horizont in unheimlichem, rotem Licht. Ganze Dörfer verbrannten, Menschen und Vieh. Der durch solche Brände verursachte Schaden läßt sich nicht einmal annähernd schätzen. Hier kommen nicht Millionen, sondern Milliarden in Frage.

Die Hunde auf dem St. Bernhard.

Auf die unterhaltsamste Weise von der Welt plaudert der Schweizer Maler Julius Voegtl im Aprilheft von Velhagen & Klafings Monatsheften über die Einbrüche, die er in monatelangem Aufenthalt, mit der Ausmalung der Kirche beschäftigt, bei den Augustinern des Großen St. Bernhard gesammelt hat. Wir teilen aus seinen Aufzeichnungen einen Abschnitt mit, der sich mit den berühmten Hunden des Hospizes beschäftigt: „Ich brannte darauf, den Prevost über die berühmten Hunde zu fragen, und erfuhr dann natürlich von ihm, daß alles, was in den Schulbüchern und Zeitungen hierüber steht, übertrieben und entstell ist. Als ich erwiderte, daß kürzlich in einer Zeitung gestanden habe, die Bernhardsbrunde des Großen St. Bernhard hätten im ganzen 302 Menschen gerettet, da erwiderte der alte Herr lachend: „Gebissen vielleicht, ja, aber nicht gerettet!“ Diese Bemerkung wird der Reisende verstehen, der zu Fuß gegen das Hospiz kommt und sich plötzlich von einer Meute wilder Hunde umringt sieht, die sämtlich Wiene machen, über ihn herzufallen, und von denen er erst befreit wird, wenn ein Bruder mit vierfach zusammengelegtem Strid unter sie fährt und links und rechts dreinhaut, daß es nur so klappert. Der Prevost hatte viele fremdehundezüchterei befragt und meinte, sie seien auch nicht immer großartig befragt, „aber doch besser als bei uns“. Er erwartete Besserung nach Errichtung neuer Stellungen, die mehr Platz bieten sollen. Durch Zucht waren die Hunde zuzeiten sehr heruntergekommen und mußten durch frisches Blut von auswärtig wieder in die Höhe gebracht werden. Diesen Umstand machten sich tüchtige Geschäftsleute sofort zu Nutzen. Sie offerierten dem Hospiz Hunde als Geschenk, was arglos angenommen wurde; erst viel später entdeckte man dann, daß jene Hundezüchter auf ihren Freisorgen sich „Journalfreier du St. Bernhard“ nannten, worauf für die Zukunft auf ihre Geschenke verzichtet wurde. Ende des 18. Jahrhunderts holten die Hunde auf besonders hergestellten Tragvorrichtungen, die jetzt noch vorhanden sind, Butter und Käse in der etwa eine Stunde unterhalb der Paghöhe gelegenen Meierei; jetzt gehen sie äußerst selten allein fort. Von der ganzen Meute werden etwa zwei Tiere zum Spürdienst abgerichtet, und wenn diese nun vier bis fünf Jahre lang regelmäßig ihren Dienst gemacht haben, so kann es ausnahmsweise vorkommen, daß sie sich allein in den Schnee hinauswagen. Sonst geht immer jemand mit, seien es Brüder oder Knechte. Der berühmte „Barry“ und ein gewisser „Jupiter“ haben allerdings Menschenleben gerettet, aber bei weitem nicht so viele, wie gewöhnlich erzählt wird. Was die Hunde unentbehrlich macht, ist der Umstand, daß sie nie vom Weg abirren, mag der Schneesturm noch so wild sein und es dem Menschen unmöglich machen, den Pfad zu verfolgen. In meinen eigenen Erinnerungen an die berühmten Hunde, schließt Voegtl, überwiegen die Schattenseiten. So kam es z. B. öfters vor, daß mich auf einer Treppe in dem weitläufigen Gebäude folch ein Vieh stellte und knurrend und zähnefletschend mich meinen Schritt vorwärts tun ließ, bis etwa ein Knecht erschien und mit Stod oder Strid dem „allein zu zwei'n“ ein Ende machte.“